

Vortrag Pfarrer Wim van der Schee

Inspirationstag Musik in die Kirche, Utrecht 27. Sep 2025

TEIL 1

Einleitung: Gottesdienst als Aufruf zur Bekehrung

Zur Geschichte der Liturgie in der Tituskapelle Amsterdam gehört eine Geschichte über die Geschichte der Liturgie selbst. Darauf bin ich gestoßen, als ich 2005 dort als Zwischenprediger begann, was man heute als Interimprediger bezeichnen würde. Die Standardordnung des Morgengottesdienstes war damals eine Variante dessen, was in evangelikalen Kreisen üblich ist. Der Gottesdienst beginnt mit einem umfangreichen Block musikalischer Anbetung, gefolgt von einer Kombination aus Bibellesung und Predigt, die mit einem Gebet und der Möglichkeit für Besucher, um Fürbitte zu bitten, endet. Als damals noch reformierter Junge fühlte ich mich dabei nicht wohl. Was mir auffiel, war, dass eigentlich jeden Sonntag eine Predigt verlangt wurde, die zu großen Glaubensentscheidungen drängte, oder, in minimaler Form, eine Predigt, die so weit wie möglich in das tägliche Leben umsetzte, was Jesus von einem verlangt. Wie auch immer, nach der Predigt musste in irgendeiner Form eine Entscheidung getroffen werden. Das gefiel mir nicht. Es fühlte sich an wie eine Aufforderung zur Manipulation der Kirchgänger. Es wurde jedoch gesagt, dass dies nicht beabsichtigt sei. Grund genug also, einmal separat über den Aufbau der Gottesdienste nachzudenken.

Reformierter Gottesdienstablauf: ein theologisches Programm

Ein wenig Geschichtsunterricht brachte mich zu der Erkenntnis, dass das, was wir verwendeten, eigentlich eine methodistische Gottesdienstordnung war. Kirchgänger sind keine Gemeinde, sondern eine gemischte Gruppe von Individuen, die unabhängig von ihrer Glaubensgeschichte Gott noch besser kennenlernen, sich für ihn entscheiden und immer wieder Entscheidungen treffen müssen, um ihre Beziehung zu Gott weiter zu vertiefen. Der wöchentliche Kirchengang hat diese Struktur, um dieses Bewusstsein zu verankern und diese Bewegung hin zu einem immer persönlicheren Glauben aufrechtzuerhalten. Was zunächst wie eine festgelegte Gottesdienstordnung erschien, entpuppte sich als ein theologisch aufgeladenes Projekt.

Als ich von dort aus auf meine Herkunft zurückblickte, die reformierte Gottesdienstordnung oder -ordnungen, wie sie damals in den reformierten Kirchen vorgeschrieben waren, fiel mir auf, dass auch diese eine solche theologische Bedeutung haben. Lesung der Zehn Gebote, Sündenbekenntnis und Gnadenverkündigung, Schriftlesung und Predigt, gefolgt von Fürbitte und einem Dankeslied zum Abschluss – wenn man es mit einem Blick aus den Augenwinkeln betrachtet, erkennt man die berühmte Struktur des Heidelberger Katechismus: Elend, Erlösung und Dankbarkeit. Verschiebt man die Lesung der Zehn Gebote auf nach der Predigt, dann betont man die Dankbarkeit etwas mehr, aber das macht keinen wirklichen Unterschied.

Eine Rückkehr zu einer solchen reformierten Ordnung erschien mir aus verschiedenen Gründen nicht wünschenswert. Aber auch wegen einer Variante der Erfahrung, die ich mit dieser methodistischen Gottesdienstordnung gemacht hatte: Auch hier spüre ich nicht den Raum der Schrift und die Vielfalt der Gemeinde. Wer jeden Sonntag Gebote

hört, bleibt immer in einer Gebotsethik gefangen. Längst nicht jede Predigt spricht auf der Grundlage des Predigttextes eine Art erlösende Absolution aus. Dankbarkeit ist nicht Teil eines Gottesdienstes, sondern die Charakterisierung des Ganzen: Eucharistie. Außerdem bleibt man mit Elend, Erlösung und Dankbarkeit immer in der Struktur der individuellen Beichte gefangen, letztlich der Ursprung der Reformation, aber nie dazu gedacht, das ganze Leben mit Gott zu umfassen.

Ökumenischer Gottesdienstablauf: Liturgie als lebendige Begegnung mit Gott

Was mir inzwischen jedoch bewusst wurde, war die Erkenntnis, dass der gesamte Gottesdienst immer eine Geschichte darüber erzählt, was geschieht oder geschehen sollte, wenn Menschen dem lebendigen Gott begegnen. Das ist eine theologisch aufgeladene Geschichte, und man sollte sich dessen besser bewusst sein. Vielleicht spürt man diese Geschichte mehr, als man sie hört, ähnlich wie die tiefsten Töne der Orgel, aber sie ist da und beeinflusst das Erlebnis des Gottesdienstes. Ich verweise wieder auf meine Erfahrung als Prediger: die Ordnung verlangt eine bestimmte Art von Predigt, und das spüren die Menschen auch, wenn sie es nicht bewusst wahrnehmen. Wenn man eine andere Predigt hält, ruft das Verwirrung oder Enttäuschung hervor.

In dem Liturgieprojekt, das seit 2006 in der Tituskapelle läuft, haben wir uns daher auf die Struktur der ökumenischen Liturgie zurückbesonnen: die vier Schritte des Zusammenkommens, Zuhörens, Genährtwerdens und Gesegnetwerdens. Da wir damals noch an der Sünde des Protestantismus teilhatten und nicht in jedem Gottesdienst das Abendmahl feierten, erhielt der dritte Teil eine andere Ausprägung: die einer Reaktion auf oder einer Ausarbeitung der Kombination aus Bibelstelle und Predigt. Es konnte Anbetung sein, nachdem wir gesehen hatten, wie groß Gott ist, oder Demut, oder Ermahnung, oder Ermutigung, nachdem wir uns selbst gesehen hatten, oder etwas ganz anderes, je nachdem, was gerade passte, abgeschlossen mit dem Dank- und Fürbittgebet. Ein zusätzlicher Vorteil war, dass wir dadurch mehr Raum für Variationen in Musikstilen und Liedern hatten. Aber darauf komme ich später noch zurück.

Auch hier gilt, dass wir mit dieser Ordnung eine theologisch aufgeladene Geschichte erzählen. Die Geschichte des Volkes Gottes, das an der einen Liturgie im Himmel und auf Erden teilnimmt, das sich beim himmlischen Jerusalem im Raum der Schöpfung versammelt und das Raum bietet für alle Variationen des Menschseins, des Glaubensweges und des Lebensweges und für die Breite des Wortes des Lebendigen. Durch die Variation des ersten Teils der Liturgie in Kombination mit dem dritten Teil kann Raum für Unterschiede in der Spiritualität der Gemeinde geschaffen werden, während die feste Struktur die Botschaft vermittelt: in dieser Vielfalt gehören wir zusammen in der einen Kirche. Und darum ging es.

Kurz gesagt, es gehört zur Geschichte der Liturgie in der Tituskapelle, dass die Liturgie im Sinne der Ordnung des gesamten Gottesdienstes auch eine eigene Geschichte über die Begegnung zwischen Gott und den Menschen erzählt. Es lohnt sich, auf diese tiefen Töne in der liturgischen Musik zu achten. Dann lernt man vielleicht, mit ihnen im heiligen Spiel zu spielen.

TEIL 2

Die Wechselwirkung zwischen der Spiritualität und der Liturgie der Gemeinde

Bei diesem zweiten Textblock können Sie sich vorstellen, dass neben mir auf einem Tisch etwas hinter mir die große Trophäe der Liturgen steht. Ich meine natürlich die berühmte Regel „lex orandi lex credendi“. Das Gesetz der betenden Liturgie ist das Gesetz des Glaubens, in umständlichem Deutsch. Wir lassen die Bücher, die darüber geschrieben wurden, jetzt geschlossen. Wichtig ist meiner Meinung nach die Gesetzmäßigkeit, dass das, was in den Gottesdiensten geschieht, immer prägend für den Glauben der Kirchgänger ist und dass umgekehrt das, was in den Gottesdiensten geschieht, immer Ausdruck des geprägten Glaubens der Kirchgänger ist. Es gibt eine langsam lebende Wechselwirkung zwischen Spiritualität und Liturgie einer Gemeinde.

Was ich dabei in Amsterdam vor allem gelernt habe, ist, dass dies nicht nur für die Texte im Gottesdienst gilt, sondern auch für die Musik. Diese Erkenntnis kam im Laufe der Jahre ganz von selbst. Und es ergab sich aus der ersten Konsequenz, die wir mit dem Gottesdienstteam aus der Regel „lex orandi lex credendi“ gezogen haben: In einer vielfältigen Gemeinde mit ausgeprägten jungen Menschen aus allen Regionen des Landes und mittlerweile auch weit darüber hinaus passt nur ein breites Liedrepertoire, sozusagen aus dem Schatz der Kirche der Jahrhunderte. Wurden zunächst vor allem Lieder von „Opwekking“ (übers.: „Wiederbelebung“) gesungen, probierten wir nun alles Mögliche aus, darunter auch den immer präsenten Genfer Psalm, von dem Roeland soeben sprach. Im Laufe der Jahre entstand die bereits erwähnte riesige Datenbank mit Liedarrangements.

Angesichts der Situation – nur Unterhaltungsmusik von verschiedenen Bands – bedeutete dies viel Arbeit für die Musiker: arrangieren, ausprobieren, anpassen und so weiter. Für mich als Pastor bedeutete dies vor allem viel Beratung. Passt ein Lied gut an diese Stelle im Gottesdienst? Gibt es genügend textliche und musikalische Vielfalt? Wie verbinden sich Lieder miteinander und mit anderen Elementen im Gottesdienst? Gibt es davon ein Arrangement? Kann es noch erstellt werden? Endlos. Ich kann mich nicht erinnern, jemals in Amsterdam eine Liturgie allein erstellt zu haben.

Was in all diesen Gesprächen auch deutlich wurde, war, dass nicht alle Jugendlichen „Opwekking“ mögen. Während ich von Texten wie „Glauben ist schön, Jesus lieben ist toll, und dann wird alles gut, denn Gott ist groß“ nur Widerstand in mir spürte, interessierte das meine Gesprächspartner nicht sonderlich. Sie spürten Widerstand in sich bei glatter Musik und machten lieber etwas anderes. Und das war auch möglich. Eine Zeit lang bekamen Psalmen, Kirchenlieder und geistliche Lieder einen Jazz-Anstrich. Später kamen Blues, Folk, Alternative Rock, Singer-Songwriter und sicher noch einiges mehr hinzu. Musikalische Details können Sie später bei Roeland erfragen. Das ist nicht mein Fachgebiet.

Musikalische Stile als „Sprachen“ des Glaubens

Was mir jedoch immer mehr auffällt, ist, dass Musikstile auch Sprachen sind, in denen man als Musiker seinen eigenen Glauben und seine Lebenseinstellung zum Ausdruck bringt. Das Leben ist nicht glatt und harmonisch. Es hat seine eigenen widerspenstigen

Rhythmen und Blue Notes. Wenn diese in der Musik in der Kirche wiederkehren, trägt das auch zur Regel „lex orandi lex credendi“ bei. Dadurch erhält man ein reichhaltigeres emotionales Spektrum im Gottesdienst und auf Dauer auch in der Spiritualität der Gemeinde. Das beginnt mit scheinbaren Kleinigkeiten, wie zum Beispiel, dass es etwas mit den Menschen macht, wenn sie einen bekannten Psalm oder ein bekanntes Lied oder ein anderes neues Lied in einer Musik hören, die sie kennen und selbst gerne hören. Aber es geht noch viel weiter. „Pastor, ich habe zum ersten Mal wirklich einen Psalm mitgesungen“ – das gehörte zu den normalerweise schweigsamen Teenagern in der Zeit, als „Psalmen voor nu“ (übers.: „Psalmen für Jetzt“) in den Kirchen herumgereicht wurde. Ich habe es auch in Amsterdam gehört und öfter still beobachtet.

Da ich gerade vom Sehen spreche, möchte ich mit einer in vielerlei Hinsicht symbolischen Erfahrung schließen. Wir sangen stehend das Glaubensbekenntnis zur Melodie von Straßburg 1525. Ich dachte nur an Roeland mit seiner Gitarre. Lange bevor wir zum Heiligen Geist kamen, sah ich Kinder, die sich im Takt der Gitarre bewegten, und ein paar Erwachsene, die auch nicht ganz still hielten. Und das bei einer Melodie, die ich bis dahin nur als außerordentlich langweilig kannte. Hinterher denkt man noch einmal darüber nach.

Was gute Unterhaltungsmusik, unabhängig vom Substil, fast automatisch in einen Gottesdienst bringt, ist Dynamik, Rhythmus, Takt, Bewegung. Natürlich kann das auch auf viele andere Arten geschehen. Um es mit Lied 98c aus dem Liederbuch 2013 zu sagen: „Berge können es, und Meere, und Menschen: schwingen zu Ehren des Herrn.“ Aber in der Tituskapelle kam es fast automatisch mit der Musik. Alles wird dadurch leichter, beweglicher, dynamischer, auch die Art zu glauben, zu leben. Wenn die „lex orandi“ einen Shuffle oder Swing hat, bekommt die „lex credendi“ das auch. Und wenn der Gott von immer mehr, als man denkt, sich auch als der Gott von immer mehr Musik, als man denkt, erweist, verlässt man die Kirche ganz von selbst mit einem kleinen Hüpfen, gesandt und gesegnet.